

Nie aber wird man irgend etwas erzwingen wollen und können; gerade wenn von unten nach oben, von innen nach außen gearbeitet werden will, heißt es warten und wachsen lassen. Wir suchen keine Organisation; wir suchen nur ein bisher nicht vorhandenes Fühlhalten in gemeinschaftlicher Erkenntnisarbeit, das seinen existentiellen Charakter darin bewährt, daß es zugleich auch zu einem gemeinsamen, tatkräftigen Handeln zu führen vermag.

Also keine secessio in montem sacrum derer, die ein gemeinsames Verständnis ihres Amtes schon haben. Aber ebensowenig eine jungewangelische Kirchenpolitik, die ignoriert, daß ein solches Verstehen das erste Anliegen ist. Sondern gemeinsame Bemühung, das zu erkennen und zu realisieren, was mit unserem Amt als solchem vom Evangelium her gegeben ist. Kampf um ein gemeinsames Bekenntnis von verpflichtendem Charakter, das unserm Auftrag Ausdruck gibt. Ringen um folgerichtige Gestaltung der kirchlichen Arbeit intra et circa sacra. Hineinwachsen in die Gemeinschaft derer, die unter demselben Herrn an demselben Dienste stehen, der sie ganz beschlagnahmte.

In all dem liegt keine Polemik gegen irgend welche bestehenden Gruppen und Vereinigungen und Verbände und Bewegungen. Sie mögen bestehen oder vergehen. Solange sie bestehen, sind sie Arbeitsgelegenheiten; wenn sie vergehen, bleibt alles Wesentliche auch ohne sie. Wir treten nicht neben sie als neuer Verband; wir müssen uns überflüssig zu machen suchen, indem wir anstreben, daß die ganze Kirche dieser Aufgaben bewußt wird. Daß wir in allen Dingen aus dieser gemeinsamen Haltung heraus denken und handeln, in dieser gemeinsamen Front, in die unser Auftrag uns stellt, kämpfen, in dieser direkten Verantwortlichkeit vor dem Evangelium (und nicht vor sonst etwas) unsere Entschlüsse fassen, — darum wird es gehen.

Ein weites Ziel! Nur erreichbar in heißem Bemühen. Wo Arbeitsgemeinschaften in unserm Sinne entstehen oder entstanden sind, werden geruhige Dispute einer gewissen Beunruhigung sich aussetzen lassen müssen; da wird auch das System zu fallen haben, daß einer redet und die andern zuhören und nachher aus ihren zufälligen Eingebungen heraus etwas zur Sache oder an der Sache vorbei sagen. Denn es handelt sich um keine theoretische und intellektuelle Angelegenheit, sondern um untre Existenz als Pfarrer. Man wird dann solche Arbeitskreise auch nicht als Zeitverwendung ansehen können; denn wenn dort wirklich das getrieben wird, um was es im Amt geht, so werden sie fruchtbar für Verkündigung und Unterricht, Seelsorge und Gemeindeleitung bei jedem einzelnen werden. Damit sie aber zugleich für alle fruchtbar werden, werden sie nach Wegen zu suchen haben, um das Erarbeitete festzuhalten und es dann auf einer größeren Austauschkonferenz zu verwerten. —

So etwa läßt sich das Gesamtbild zeichnen, welches den Referenten und einem Teil der Aussprache vorschwebte. In der Aussprache selber stellten sich dann auch anders gerichtete Tendenzen heraus. Über die Notwendigkeit der Arbeitsgemeinschaften und über ihren Gegenstand (Gegebe und kirchliche Fragen aufeinanderbezogen) bestand Einigkeit. Die Meinungen trennten sich über den Voraussetzungen, von welchen aus die Arbeit zu geschehen habe. Während die Referenten und die Einkäufer von dem gemeinsamen Amt, von der das Amt legitimierenden Schrift, von dem die Schrift regierenden Herrn ausgingen, sah man auf der andern Seite den Ausgangspunkt in den persönlichen und individuellen Verdiensten, die zu respektieren seien. Dort wollte man alle Individualität untergeordnet sehen unter den Dienst; hier wollte man die Individualität dem Dienste überordnen. Dort hieß die Frage: was wird von uns damit gefordert, daß Christus gepredigt werden muß? — hier lautete sie: Was haben wir zu fordern, damit wir predigen können? Dort objektive, hier subjektive Voraussetzungen.

Wir können hier nicht von vornherein abgrenzen. Wir können nur vertrauen, daß über der gemeinsamen Bemühung um Neues Testament und Kirche in unsern Arbeitsgemeinschaften ganz von selber die richtigen Voraussetzungen sich herausstellen, und zwar in so deutlicher, je mehr die Position der Kirche und unsres Amtes als solche von außen und innen her

angegriffen werden wird. Wir können nur hoffen, es werde sich dann ganz von selbst zeigen, daß das Tun des Predigers nur dann einen Sinn hat, wenn er um seinen Auftrag, den er mit der ganzen Kirche gemein hat, weiß und ihn nun auch in dieser Gemeinschaft ausrichtet. Nur dann wird der Bau der Kirche bestehen, wenn wir diese unverrückbaren Grundlagen unsres Amtes, auf denen wir immer standen, die wir aber nicht immer erkannten, wieder aufdecken und aus der Vielheit theologischer Stellungen und kirchlicher Zwecke uns ausrichten lassen von dem, der Herr ist.

Noch ist zum Schluß anzufügen, daß die entstandenen Arbeitsgemeinschaften sich am Montag, den 19. Januar 1931, nachmittags 1/3 Uhr, im „Herzog Christoph“ in Stuttgart treffen, um sich über den Arbeitsplan der nächsten Monate zu verständigen.

Bronnweiler.

Wolfgang Meßger.

Offener Brief an Herrn Professor D. Karl Barth.

Vorbemerkung: Der folgende Brief wurde geschrieben unmittelbar nach dem Erscheinen des Aufsatzes „Quousque tandem“. Da die Veröffentlichung von anderer Seite abgelehnt wurde, erreichte er zunächst seinen Zweck nicht. Nachdem nun aber die Kampfweise von Quousque tandem Schule macht, scheint es mir geboten, den Brief noch nachträglich zu veröffentlichen.

Herr Professor!

Ihr Fanfarentoß „Quousque tandem“ hat mannigfachen Widerhall gefunden. Denen, die Ihnen freudig zustimmen, stellen sich andere gegenüber, die verteidigen, wo Sie angreifen. Es gibt aber einige, denen es schwer wird, hier Partei zu ergreifen. Dieser ganze Kampf an sich, abgesehen von Recht und Unrecht, Angriff und Abwehr, Triumph und Niederlage, erfüllt sie mit einem tiefen Schmerz und gibt ihnen einen Anstoß, sich noch mehr als bisher abzuwenden von den Dingen der Gegenwart, auch der Theologie der Gegenwart, und mit verdoppelter Sehnsucht dem Kommenden entgegenzublicken, entgegenzuhoffen, entgegenzuruhen: Quousque tandem!

Ich bitte Sie, Herr Professor, hören Sie einige Fragen, ja auch Aufe und Seufzer, die aus diesem Schmerz entspringen!

Lassen Sie mich beginnen mit einem Ihrer Worte, das inmitten der dröhnenden Waffen wie ein Banner des Friedens hoch aufragt. Sie nennen als den Inhalt unsres Dienstes „die Predigt des Evangeliums, die gänzlich anspruchslos, die nicht welterobernde, nicht sich selbst behauptende, nicht die Tugend und die Arbeiter gewinnen wollende, nicht mit dem „Vorwärts“ und mit den Katholiken zankende, die nicht nach dem in der deutschen Volksseele verwurzelten religiösen Gedanken schielende, sondern aufrichtige und lautere Predigt des Evangeliums.“

Ist das wirklich Ihre Überzeugung, daß für einen Mann, dem diese Predigt des Evangeliums — ja mehr: die Unterweisung über sie und in ihr — anvertraut ist, „der Augenblick, groß zu werden“ gekommen ist? Glauben Sie im Ernst, daß ein solcher Augenblick überhaupt je kommen kann? Müssen Sie nicht vielmehr von den Grundprinzipien Ihrer eigenen Theologie aus zu dem Ergebnis kommen, daß Ihr Tun, dieses „der empirischen Kirche In-den-Rücken-Fallen“ durch Grobheit — mindestens ebenso schlimm ist wie die von Ihnen prophezeiten „Festreden, Festpredigten, Festspiele“, schlimmer als alle satirischen Jahrbücher und „verheerenden evangelischen Pressezentralen“ samt aller sich — wirklich oder vermeintlich — darin offenbarenden Selbstsicherheit?

Glauben Sie wirklich, daß wir die christliche Kirche mehr lieben sollen als die christliche Liebe? Sie setzen die letztere in Ihrem Aufsatz in Anführungszeichen. Das hilft Sie, glaube ich, gar nichts. Diese Größe läßt sich nicht durch Anführungsstriche discredittieren. Es fällt mir nicht ein, mich hier zum Schiedsrichter zwischen zwei akademischen Lehrern aufzuwerfen, aber das kann auch jemand, der für gewöhnlich in ganz andere, Kämpfen steht als Sie „und Ihresgleichen“, mit Sicherheit sagen: Wenn ein Träger des theologischen Lehramtes mit einem anderen Träger desselben Amtes so umgehen darf

wie Sie mit Herrn Professor Schneider, wenn der Geisteskampf innerhalb unserer Kirche in diesem Ton, auf diesem Niveau geführt werden darf, dann beginnt die Lage hoffnungslos zu werden. Sa wahrlich: Quousque tandem!

Sie schreiben mit Bezug auf Herrn Professor Schneider: „Ich habe nichts gegen ihn und die andern alle“. Das will ich glauben, weil Sie es ausdrücklich sagen; aus Ihren sonstigen Worten konnte ich es allerdings nicht ersehen. Das Schlimme aber ist, daß Sie nichts für ihn haben, nämlich das nicht, was früher jeder haben und bewahren mußte, den man als Kämpfer ernst nehmen sollte: Ehrfurcht vor der Person und dem Werk gerade des Gegners, einen männlich-gütigen Gruß für das Beste seines Wesens, Milde in aller Festigkeit, mit einem Wort: Ritterlichkeit. Ich glaube nicht, daß man sich davon entbinden kann durch die Ablehnung „aller professoralen Umständlichkeit, Rücksicht und Vorsicht“, vielmehr glaube ich, daß Ritterlichkeit zur christlichen Liebe gehört, ohne Anführungsstriche, zur *ἀγάπη* im vollen, tiefen Sinn.

Aber Professor Schneider ist ja für Sie gar nicht ein Gegner als Persönlichkeit, sondern er „steht für Tugend und Tugend unserer kirchlichen Führer und für Hunderte und Tausende unserer Pastoren“. Es geht ja um „die deutsche evangelische Kirche, soweit und sofern sie eben nach außen, verantwortl. reichend, zur Sprache kommt“. Was Sie in diesem Zusammenhang sagen, Herr Professor, ist mehr als eine Grobheit. Ich will aber nicht in demselben Maß anschaulich werden, wie Sie. Außerdem kommt es mir ebensowenig zu, die deutsche evangelische Kirche zu verteidigen, wie es Ihnen zukommt, sie zu ohrfeigen. Für beides steht sie, diese deutsche evangelische Kirche, — zu hoch.

Sie übernehmen die Verantwortung, „gegen diese Art Führung zu schreiben“, „ganz und gar ohne den Anspruch eines Propheten“. — Herr Professor, ich wollte, Sie würden diesen Anspruch erheben. Die Glut dieses Anspruchs würde alles auf eine andere Stufe heben. Ich halte es für äußerst gefährlich, ja für eine geheime Verleugnung, immer wieder den Anspruch des Prophetischen ausdrücklich abzulehnen. Sehen wir auch keinen unter uns, der als Individuum, als Persönlichkeit, ein Prophet ist, so liegt doch in unserem Amt, in dem des akademischen Lehrers, wie dem des Pfarrers, etwas ganz wesentlich Prophetisches, gar nicht als „Anspruch“, sondern als Gegebenheit, als heilige Verantwortung, als unerlöschliche Kraft. Aber diese Kraft des Prophetischen liegt gerade nicht im Negativen, Verleugenden, Karikierenden, Spöttischen, Groben, vielmehr dient dies alles letztlich nur dazu, das Prophetische zu hemmen, zu verschütten, zu verleugnen.

Wohl weiß ich, daß es sich gerade aus dem prophetischen Charakter unseres Amtes heraus zuweilen ergibt, daß „der Augenblick“ kommt, zu strafen und zu verurteilen. Es gibt einen prophetischen Zorn. Aber in ihm hat keine drastische Übertreibung, keine humoristisch-ironische Färbung der Dinge, keine wehtuende und wehtunspollende Zensurierung der andern Raum, und zwar nicht etwa, weil man mit alledem „allerlei braven Leuten Unrecht tut“, sondern weil darin des Menschen Zorn triumphiert, der „nicht tut, was vor Gott recht ist“.

Um des prophetischen Charakters unseres Amtes willen sollten wir alle die scharfen, nur mit dem Hammer des „Gegen“ auf dem Ambos des „Nein“ gehämmerten Waffen bewußt verschmähnen, um allein die schlichte und doch so leuchtende Rüstung anzulegen, die mit der „gänzlich anspruchlosen Predigt des Evangeliums“ übereinstimmt. Lassen Sie uns, ich bitte Sie darum, eins sein in dem heißen Bemühen, die an jedem Punkt der Front notwendige Aufgabe — sei es des Angriffs, sei es der Verteidigung, sei es des Befehlens oder des Gehorchens, des weitschauenden Planens oder des stillen, zähen Durchhaltens — nur zu tun in Kraft des Prophetischen, das der Herr zu jeder Zeit der Kirche anvertraut hat, ja der empirischen Kirche, auch der unseren, der deutschen evangelischen Kirche.

Widelsberg.

Erich Schick.

Michel, wach auf!

Jedermann kennt ihn, den deutschen Michel mit der Zipfelmütze. Er hat ja soviel Humor, daß er sich selbst den launigen

Spitznamen gegeben hat. Es ist freilich ein bitterer Hintergrund bei aller harmlosen Selbstverpottung: der Deutsche, der einmal das mächtigste Reich in Europa gehabt hatte, ist durch die Verschiebung der Weltlage und durch die Wirren seiner wechselvollen Geschichte zum politischen Nachzügler geworden. Überall kam er zu spät, so fleißig und so begabt er auch sein mochte. Dabei spielte ihm auch seine unausrottbare Harmlosigkeit und Gutgläubigkeit noch manchen Streich. Eine kurze Zeit lang sah es zwar so aus, als wollte er alle Zurückgebliebenheit mit Siebenmeilenstiefeln einholen. Aber der Hans im Glück hat wieder alles verbummt. Ahnungslos ist er eingekreist worden. Als sie ihn überfielen, wehrte er sich zwar eine Zeitlang wie ein Hiese. Aber es war zu spät. Er wurde niedergeschlagen und gefesselt, zumal er selbst in einem neuen Anfall von Michelhaftigkeit die Hände selbst zur Fesselung darbot. Seit 1918 und 1919 ist er wieder der arme deutsche Michel, so traurig wie jemals zuvor.

Was man vom Deutschen im allgemeinen hinsichtlich seines außenpolitischen Schicksals sagen kann, das gilt, wie mir scheint, weithin auch vom evangelischen Teil des deutschen Volkes im Verhältnis zu den beiden anderen Gesinnungsgruppen, den Römisch-Katholischen und den „Weltlichen“ oder „Konfessionslosen“ oder „Freidenkern“: er ist ein gutmütiger, harmloser Michel mit einer großen Zupfelmütze. Nichts ist ihm so zuwider als das, was er mit Grinsen „konfessionelle Engherzigkeit“ oder „Unduldsamkeit gegen Andersdenkende“ zu nennen pflegt. Er war in latter Ruhe sich dessen bewußt, daß Deutschland ein überwiegend evangelisches Land sei und daß im staatlichen wie im wirtschaftlichen Leben der Protestantismus den ihm gebührenden ersten Rang unbestritten einnehme. Der monarchische Kulturstaat mit protestantischem Gepräge war eine Selbstverständlichkeit geworden. Seit der Staatsumwälzung ist alles anders geworden oder, genauer gesagt, ist die völlige Aenderung der Lage offenbar geworden. Die Völker hatten schon seit dem Ende der großen Religionskriege begonnen, in ihren Staaten Toleranz zu üben, bald auch Parität zu gewähren und — seit der großen Revolution im katholischen Frankreich 1789 — die Religionslosigkeit des Staatslebens zu verwirklichen. Wir Deutsche sind der allgemeinen politischen Entwicklung anfangs nachgehinkt, haben aber den Vorsprung der anderen seit 1918 mit deutscher Gründlichkeit eingeholt. Und wir haben nun den Ernst dieser Lage deswegen besonders stark zu spüren, weil wir gleichmäßiger als andere Völker in die drei großen Weltanschauungsgruppen, die evangelische, die römische und die weltliche, gespalten sind, und weil wir das gegensätzliche Wesen dieser drei Glaubensgestalten gründlicher zu Ende denken müssen, als das z. B. einem Nordamerikaner Bedürfnis ist.

Ganz anders als in den Jahrhunderten des protestantischen Fürstenstaats oder als im 19. Jahrhundert mit seiner evangelisch geärbten Weltlichkeit muß heute die evangelische Weltanschauung im deutschen Volks- oder richtiger gesagt Parteienstaat um ihre Geltung sich wehren. Sie muß sich in der evangelischen Kirchlichkeit einen Panzer schaffen, sie muß ihre Anhänger in jeder Weise auf eigene Füße stellen, auch in wirtschaftlichen Dingen. Nur unverzeihliche Michelhaftigkeit hätte das noch länger übersehen können. Die beiden anderen Glaubensgestalten waren schon längst wach geworden. Es war hohe Zeit, daß auch der protestantische Michel erwachte. Schon längst hatte ja die evangelische Kirche gelernt, daß dem Dienst am Wort der Dienst der barmherzigen Liebe zur Seite gehen müsse. Jetzt begann sie zu begreifen, daß Notlagen-Verhütung ebenso ihre Pflicht sei, wie die Barmherzigkeitsübung. Die brennendsten Notlagen werden durch den Tod hervorgerufen. Schon lange hat man gelernt, ihnen durch Versicherungen wenigstens den Stachel der unmittelbaren Geldsorgen zu nehmen. Wenn die Katholiken in einer „Caritas-Vorjorge“ sich zu gegenseitiger Hilfe zusammenschlossen, wenn Freidenker und Kirchenferne allerlei Sterbekassen gründeten, zum Teil sogar mit dem offenkundigen Nebenzweck, für den Kirchenaustritt zu werden — wurde es dann nicht den Evangelischen unabweisbare Pflicht, eine „Evangelische Sterbevorjorge“ zu gründen?

Im Frühjahr 1927 hat denn auch die führende Stelle der Inneren Mission in Deutschland den Schritt gewagt